

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 216 Bromberg, den 20. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn**. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(31. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In einem schmucken Steinhaus war der Posten der berittenen kanadischen Landpolizei. Gäule standen dort angebunden. Dem Postengebäude gegenüber lag die Eisenbahnstation, klein und mit nur einem Abstellgleise. Die Telegraphenlinie lief auf hohen Masten neben den Gleisen.

Der Ladenbesitzer, ein älterer Mann mit grauem Barte, trat neugierig vor die Tür. Man grüßte, und Ladislaus verhandelte vom Grauschimmel herab einige Minuten mit dem Besitzer. Zuerst fragte er nach Post. Ja — es war Post da für Lac Renaud. Der Mann brachte einige Briefe. Es waren nur welche für Meszlényi, teils aus der Heimat, teils von Freunden aus Montreal. Ladislaus stieg ab und übergab dem Kaufmann eine lange Liste, die er mit dem Gairinger gemeinsam aufgestellt hatte. Es war ein großer Einkauf, und der Besitzer nötigte den Sepp, indes Ladislaus die Post durchlas, in den Laden, um die verlangten Dinge zusammenzustellen. Der Sepp band die Braunen und den Schimmel an einen querliegenden Balken, der für diesen Zweck vor dem Laden lag. Dann ging er, der Aufforderung des Besitzers Folge leistend, hinein.

Er grüßte höflich: „Grüß Gott!" und bekam als erstes von dem freundlichen Manne ein Glas Schnaps, das er dankend entgegennahm. Während er trank, hatte er Gelegenheit, den Laden und dessen Inhalt zu mustern. Da waren alle menschenmöglichen Dinge vorhanden. Es gab Sättel, Riemenzeug, Pferdegeschirre, Halfterstricke, Eimer und Futterbeutel, Viehketten, Peitschenschnüre, lederne Hosen und Joppen, Stiefel mit und ohne Sporen, Patronengürtel, Revolvertaschen, Mehl- und Getreidesäcke, große Zuckerkisten, Speckseiten und Würste, Schinken, Essig- und Petroleumfässer, Schnapsflaschen, alle voll und wie eine Batterie aufmarschiert, Salz in Blöcken, Pfeffer, Paprika, gedörrtes Obst, Käse, Milchkonserven, Tabakrollen, Kaugummi, kurzstielige Pfeifen, Wäsche, Hemden und Unterhosen, Kleider und Schuhe — kurz, dem Sepp wirbelte der Kopf, wie er all diese Herrlichkeiten betrachtete.

„Schön's Lager!" sagte er anerkennend. „Da wer ma hiatzt a wengerl davon wegführen."

Während der Krämer nach der Liste Meszlényis eine Kiste nach der anderen herrichtete, öffnete sich die hintere Ladentür, und eben in dem Augenblick, als der Sepp den letzten Schluck Schnaps genehmigen wollte, trat ein Mädchen ein.

Der Schnaps blieb ungeschluckt . . .

Verlegen starrte der Gairinger auf das weibliche Wesen und versuchte eine linkische Verbeugung. Er ärgerte sich furchtbar, daß er seinen Schnurrbart heute morgen nicht aufgebunden hatte und im Gesicht aussah, wie ein Stachelschwein.

„Hallo — Monika!" sagte der Krämer.

Hm — Monika, dachte sich der Sepp, so haaßt dös Madel — Sakra, is dös aber a fescher Kerl!

Das Mädchen war wohl wert, daß Männer nach ihr guckten. Hoch, schlank und doch voll, kräftig und jugendlich, hatte sie eine Fülle schwarzen Haares um den feingeformten Kopf geschlungen. Sie hatte rote Lippen und rehbraune, schalkhafte Augen, in die der Sepp hineinstarrte, als wäre er hypnotisiert. Sie lächelte ihn an und begann, den Krämer etwas zu fragen. Der Sepp Gairinger verfluchte seine Dummheit. Warum hatte er nicht schon längst etwas von dieser verdammt schweren Sprache gelernt! Er sah blöd vor sich hin und war sehr verlegen.

Das Mädel packte kräftig an, lachte mit dem Krämer und winkte schließlich dem Sepp, ihr die Kisten und Ballen zum Wagen tragen zu helfen. Das aber gab der Sepp keineswegs zu. Galant sprang er heran, hob, das Mädel mit freundlicher Geste abwährend, eine nach der andern der Kisten und Ballen, der Fässer und Säcke auf die breiten Schultern und verstaute alles mit Hilfe des Mädels ordentlich auf dem Fuhrwerk.

Es begab sich bei dieser gemeinsamen Arbeit, daß sich die Hände der beiden mehrmals berührten. Das gab dem braven Sepp jedesmal einen kribbligen Stich in das Herz, und er wurde rot und verlegen. Unbefangen und fröhlich plauderte das Mädel. Sie wußte wohl, daß der fremde Siedler sie nicht verstehe, lachte und plauderte trotzdem und hatte bald den Sepp so weit, daß er ihre Zeichen und Winke befolgte wie ein gut dressierter Pudel.

Meszlényi, der noch mit seinen Briefen beschäftigt war, sah zeitweise auf und gab dem Mädchen Aufklärung über den Mann, der ihr gefiel und dessen bewundernder Blick ihr wohltat. Der Ungar sah mit Vergnügen, wie es um den Sepp bestellt war, und nahm sich vor, von jetzt an immer den Gairinger zur Post zu schicken.

Endlich war der Einkauf beendet, die Waren verladen, und der Sepp stand schwitzend und glücklich vor dem Mädel.

„Monika!" sagte er und lachte.

Sie reichte ihm ihre Hand — eine feste, kleine, arbeitsgewohnte Hand.

„Au revoir, Monsieur!" sagte sie und lächelte. Dann ging sie in den Laden. Der Sepp sah ihr nach — es schien ihm, als sei die Sonne plötzlich untergegangen.

Meszlényi verhandelte mit dem Krämer über den nächsten Einkauf, den er um Weihnachten herum tätigen wollte. Er kaufte noch Jagdpatronen, englisches Scheibchenpulver und Stahlmantelgeschosse für Großwild. Dann ging er zur Polizeistation, um die Leute dort von der vollzogenen Besitznahme seiner Landmarke zu verständigen und ihnen eine Liste der Männer zu geben, die bei ihm arbeiteten. Der Inspekteur, ein tüchtig aussehender Mensch, versprach, demnächst einmal hinüberzureiten. Dann fütterte und tränkte der Sepp. Schließlich trat das Mädchen Monika wieder vor die Tür und bat Ladislaus und den Sepp zu einer Mahlzeit. Die Einladung wurde mit Dank angenommen, und balf saßen die Fremden mit dem Krämer am gedeckten Tisch, indes Monika viele gute Dinge aus der Küche brachte. Der Gairinger als Spezialist mußte wirklich loben. Er aß mit Lust und Ausdauer, das Mädel sah mit Freude und lächelnd zu, wie es dem fremden Manne schmeckte.

„Prima!" sagte der Sepp und wischte sich den Mund. „Wirkli — prima! Dös hätt' i selber net besser kochen können! — Sakra, dös wär a Madel für mi!"

Meszlényi lachte. Während Monika gerade zur Küche ging, um die Teller von neuem zu füllen, übersetzte er dem Krämer, was der Grund für des Gairingers Freude sei.

„Er hat schon recht, Euer Begleiter!" meinte der Franzose, als er das unverblühmte Liebesgeständnis schmunzelnd in sich aufgenommen hatte. Das Mädel wäre vielleicht wirklich etwas für ihn, zumal sie eine geborene Deutsche ist. Der Vater war Pelzjäger an der Hudson-Bai, ein Schwabe, den der Wandertrieb gepackt und hierher verschlagen hatte. Bei seinen Geschäften in Toronto, wo er die Pelze zu verkaufen pflegte, lernte er eine junge Deutsche kennen, die angeblich dort beheimatet war. Sie zogen beide im Winter hinauf in den unwirtlichen Norden, wo ihnen just vor 20 Jahren die Monika geboren wurde. Der Vater hat sie kaum in den Armen gehabt, da ist er mit seinen Freunden nordwärts gezogen und nicht mehr wiedergekommen. Wahrscheinlich hat der weiße Tod seiner Unrast ein Ende gemacht. Solange die Vorräte reichten, hat sich die Frau im Blockhaus gehalten, dann ist sie mit der Monika auf dem Arm zur nächsten Bahnstation gelaufen, wochenlang, und dann ganz erschöpft in den Zug gestiegen, der hier vorüberfährt. Sie hat dem Schaffner ihr Schicksal erzählt und ist dann kurz vor unserer Station an Herzschwäche gestorben. Die tote Mutter und das lebendige Kind hat man hier ausgeladen. Die müde Frau liegt drüben auf dem kleinen Friedhof, das Mädchen aber haben wir aufgezogen, meine selige Annette und ich. Und da wir nicht deutsch sprechen können, ist die Monika mit unserer Muttersprache groß geworden, recht wie unser Kind. Wir haben in Toronto nach den Großeltern geforscht aber keine Verwandten finden können. So haben wir es für das beste gehalten, das kleine Mädchen als eigen anzunehmen. Aus der Monika Huber, wie sie mit ihrem Vaternamen hieß, ist eine Monika Bassecourt geworden, eine tüchtige und liebe Tochter, jetzt nach dem Tode der Annette mein einziger Halt . . ."

Der Gairinger war noch immer beim Essen. Er hatte keine Silbe verstanden, strahlte aber über das ganze Gesicht, als ihm Meszlényi berichtete, daß die Monika von blutswegen eine richtige Deutsche sei.

„Du mußt halt sehen, ob du sie erringen kannst", meinte er wohlwollend. „Das wäre wirklich die richtige Hausfrau für dich, lieber Sepp."

„Glauben S', Herr?" fragte der Sepp. „Aber — wia soll i denn sagen, was i will, wann i dö sakrische Sprach' net reden kann?"

„Ja, mein Lieber, du mußt das Nötige lernen", sagte Ladislaus. „Vielleicht übernimmt das Mädel die Aufgabe, dir Französisch einzutrichtern und du bringst ihr dann zum Dank die deutsche Muttersprache bei.

Er wandte sich wieder an den Gastgeber, erzählte von der neuen Siedlung und von den Männern, die seinem Rufe gefolgt waren. Er lobte die Treue, die Tüchtigkeit jedes einzelnen und die des Sepp Gairinger im besonderen.

Der Krämer und das Mädchen hörten aufmerksam und interessiert zu. Monika sah freundlich auf den Sepp und dachte, daß es nett sein werde, wenn dieser Mann mit der tiefen Stimme und der Sprache einer unbekannten Mutter bald wiederkomme. Es gab noch schwarzen Kaffee, dann verabschiedete man sich, wobei der Sepp die Hand Monikas ungebührlich lange in der seinen hielt.

Er richtete am Fuhrwerk und am Riemenzeug herum und kam durchaus nicht zurecht. Der Krämer und das Mädchen standen an der Tür und winkten den Abfahrenden nach.

„Au revoir!" riefen sie.

„Herrgott nochmal — was haaßt denn dös, „Oh refoar"?" fragte der Sepp den Ungarn. Der lachte wieder und sagte, es heiße „Auf Wiedersehen", was der Sepp mit Befriedigung zur Kenntnis nahm. Das wollte er ihr bald beibringen.

Meszlényi aber nahm sich vor, an den langen Winterabenden seinen Männern Unterricht in der Landessprache zu geben. In diesem Teile Kanadas brauchte man Französisch.

Langsam überquerten sie Hügel um Hügel und strebten heimwärts, indes die Sonne sich dem Untergang zuneigte. Man wollte im Walde lagern und morgen früh weiter.

Der Sepp saß nachdenklich auf seinem Kutschbock. Er hatte eine kalte Pfeife im Munde und dachte an ein paar braune Augen, die ihn heute so freundlich angeblickt hatten.

*

Der Rothschädel und der Bub winkten dem abgehenden Fuhrwerk nach, das die Männer zur Säuberung des Waldsteiges entführte.

Der Florian rief nochmals aus Leibeskräften: „Oh refoar!"

Er blickte den Buben an, als ob er ein Lob erwartete.

„Gut!" sagte der Junge, „bien — bien . . ."

Und der Florl war zufrieden.

Sie gingen um die Kühe. Der Florl nahm die Sense; er wollte frisches Gras am obersten Streifen mähen. Der Bub trug den Grasrechen und ein paar Halfterstricke, um das gemähte Gras in den Stall schleppen zu können.

Die Sense des Florian schnitt wie ein Rasiermesser die Gräser, die alle nach einer Seite fielen, wie Soldaten, die totgeschossen wurden. Nach einer Weile hielt er inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er sah zurück — dort, auf etwa dreißig Schritte, zog der Bub mit dem Rechen das Gras zusammen. Lila war bei ihm. Wolf hatte den Befehl bekommen, bei den Zelten zu wachen, wo er in der Sonne lag.

Als sich der Rothschädel wieder zu seiner Arbeit wandte, sah er vom Walde her ein Tier auf sich zu spazieren. Ein merkwürdiges Tier. Nicht größer als eine Katze. Mit spitzer Schnauze und einem buschigen Schweif, den es wie einen Schirm von hinten über den Rücken gelegt hatte. Es tänzelte — zeitweise stehenbleibend — heran, schnüffelte da und dort am Boden, hatte keine Angst vor dem Florl, der das Vieh neugierig betrachtete. Es hatte ein ganz dunkles Fell, dicht und langhaarig, der Schweif hatte einen weißen Streifen. Das Vieh kam immer näher. Wirklich — das war ja ganz zahm, das mußte irgendwo ausgekommen sein, dachte der Florl.

Als es so etwa auf fünf Schritte an den Florl heran war, glaubte dieser, daß es nun wohl ausweichen werde. Er stützte sich auf seine Sense und sah mit verdoppelter Neugierde auf das Tier, das ihn, so schien es, aus den kleinen Augen boshaft anblinzelte.

O Florian Rothschädel — du Ahnungsloser, warum rennst du nicht davon, läßt alles liegen und stehen und läufst, als ob der Teufel hinter dir drein wäre? Warum weißt du nicht, was alle wissen, daß selbst der Tiger der nördlichen Tundren einen erschreckten Bogen macht, wenn dieses kleine Tierchen ankommt?

„Der verflixte Kerl! Hiatzt steigt a ma gar zwischen die Haxen durch!" sagte der Florl. Das Tier hatte sich keinen Millimeter von seiner Marschlinie, in der der Florl stand, abbringen lassen.

„Sch—sch—zt!" machte der Florl, „du bleedes Viech, gehst net umi?"

Er nahm seine Sense und wollte dem Tier einen Schubs geben.

Da hörte er Lila plötzlich laut aufheulen, sah nach dem Buben, der, den Rechen in der Hand, gesprungen kam.

Attention!" schrie der Bub, „Florl! — Florl! — Skunks! — Attention!" und raunte mit vorgestrecktem Grasrechen wie toll auf den Florl los.

Zu spät . . .

Der Florian Rothschädel hatte mit dem Sensengriff dem „Viecherl" einen wohlgemeinten Schubs gegeben.

Er sah noch, daß sich das Tier blitzschnell drehte . . .

Dann war er in eine Wolke fürchterlichen, atemberaubenden Gestankes gehüllt, der ihm beinahe die Besinnung raubte.

Er sah nichts — er hörte nichts — er rannte wie närrisch den Zelten zu, der Bub jammernd hinter ihm her und zum Schlusse heulend und niesend Lila, die Hündin.

Als der Florl bei den Zelten ankam, wo der Wolf in der Sonne lag und träumte, fuhr der Hund wie von einer Tarantel gestochen hoch. Er bellte den unglücklichen Florl wütend an und zeigte ihm die Zähne. Er lief in großem Bogen um den Mann herum — der stand betäubt und schnappend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sprung in die Wildnis.

Abenteuerliche Skizze von Maré Stahl.

Der Gast war in dem Hotel abgestiegen, das dem Zoologischen Garten gegenüber lag. Man konnte aus den Fenstern in den Garten schauen, wo hinter den schwarzen Eisen der Käfige die großen Raubkatzen mit weichen Sohlen auf und ab schreiten. Man hörte das Schreien der Pfauen und das heulende Bellen der Schakale.

Am Tage hörte man nichts von diesen Tönen der Wildnis. Die Autos rasten hupend über den glatten Asphalt, das Geräusch von hunderttausend Schritten mischte sich mit Geschrei und Trambahngeklingel und verschluckte alle Laute jenseits der hohen Mauern.

Aber dann nach Mitternacht wurde es stiller. Die Autos fuhren nur noch einzeln vorbei, nicht mehr in ganzen Rudeln, die vielen Füße waren müde in ihre Wohnungen zurückgekehrt, und die asphaltierte Straße schimmerte wie schwarze, blanke Seide im Licht der Bogenlampen, die wie nach leiser Musik anmutig über der Straßenschlucht schaukelten . . .

Der Herr war spät am Abend angekommen und wollte früh am nächsten Morgen weiterfahren. Gern hätte er den Zoo gesehen, denn er war sozusagen Naturforscher.

Es ärgerte ihn etwas, als er fand, daß der Zoo schon geschlossen war. Aber er konnte durchaus nicht bleiben, er mußte morgen früh fort. Er begnügte sich also damit, das Fenster seines Zimmers zu öffnen und in den Zoologischen Garten hinüber zu sehen.

Die Wasservögel schwammen auf den dunklen Teichen, man hörte das Geschrei der Seelöwen, und die Meute der Hunde heulte den Schmerz über ihre Gefangenschaft in die Dunkelheit dem Mond entgegen.

Das Licht der Gastwirtschaften war längst erloschen, es gab nur noch hier und da eine Laterne, die den dunklen Tierpark beleuchtete. Dem Herrn kam eine seltsame Idee. Er griff nach Hut und Mantel und verließ das Hotel. An dem Pförtner vorbei ging er zur Tür hinaus und schritt schnell die Straße fort, die nach dem Park führte.

Er war von seiner Idee so begeistert, daß er fast lief. Er verfolgte die Mauer des Zoologischen Gartens bis dorthin, wo sie im Park verschwand, in der Hoffnung, dort einen günstigen Punkt zu finden.

Er sah sich nach allen Seiten um, griff mit den Händen über die Mauer und zog sich mit Armen und Knien hoch. Mit einem kleinen Satz sprang er in den Garten.

Die großen Adler saßen statuenhaft in ihr Gefieder vermummt auf künstlichen Felsen. Ein Raubvogel flog klatschend gegen die Käfigwand und es erscholl ein allgemeines Flügelschlagen, das wie Windesrauschen klang.

Dem Manne begann der nächtliche Ausflug Spaß zu machen. Er schlug den Mantelkragen hoch, vergrub die Hände in den Taschen und schlich im Schatten der Käfige und Gehege langsam tiefer in den Garten. Er wußte, daß es für ihn sehr unangenehm werden konnte, wenn ihn ein Wächter auf diesem seltsamen Ausflug traf.

Die Umrisse der Bisons waren wie Felsblöcke über das Gehege verstreut. Die Tiere fühlten sich jetzt viel freier als am Tage, und der einsame Mann beglückwünschte sich zu dem guten Gedanken, den Tierpark nachts aufzusuchen, wenn er auch die Einzelheiten nicht so gut sah, war doch alles viel fremder und phantastischer. Die trennenden Eisenstäbe verschwanden in der Dunkelheit, und man glaubte, die Tiere in freier Wildbahn zu sehen. Die Renntierherde lag ruhig schlafend da, die Elefanten schwangen ihre Rüssel und bewegten lauschend die riesigen Ohren, wie große Fächer auf und ab. Die Affen turnten kreischend über die Kletterbäume, und die Tiger strichen weich an den Gittern entlang.

Der Fremde hatte fast den ganzen Garten durchstreift und war im Begriff, sich zu der Stelle zurückzufinden, an der er die Mauer überklettert hatte, als er von fern den Schritt eines Wächters hörte.

Es war gerade am Bärenzwinger. Der Fremde sah sich nach irgend einem Gebüsch um, das ihn verbergen könnte, aber es war zu weit bis dahin. So glitt er geduckt an der Untermauerung vorbei und huschte eine Treppe hinauf, die zu einem Aussichtsturm zu führen schien.

Der Schritt des Wächters war jetzt nicht zu hören. Offenbar hatte der Mann etwas bemerkt und stand still, um zu lauschen. Der Herr trat also fast unhörbar auf und kauerte sich oben zusammen. Die Schritte ertönten wieder, sie nahmen geradeswegs Richtung auf die Treppe.

Der Eindringling fluchte leise durch die Zähne, lief auf einer Art Terrasse weiter in der Hoffnung, daß auf der anderen Seite wieder eine Treppe zur Erde hinabführe.

Die Terrasse besaß aber keinen zweiten Ausgang. Der Wärter begann langsam die Treppe hinaufzusteigen. Der Fremde suchte verzweifelt einen Ausweg. Es gab nichts als Gitter, die irgendwo in die Tiefe führten. Dem nächtlichen Abenteurer brach der Schweiß aus, er sah unzählige Verwicklungen, vielleicht sogar polizeilichen Gewahrsam voraus. So ergriff er also mit jeder Hand einen Gitterstab und ließ sich jenseits so tief herabgleiten, daß sein Körper in der Dunkelheit verschwand.

Der Kopf des Wärters erschien über der Terrasse. Er spähte im Kreise umher, fand die Terrasse im blauen Mondlicht leer, schüttelte den Kopf und stieg wieder herunter.

Der Fremde verhielt sich noch einen Augenblick ganz still. Seine Fäuste hatten auf einer Betonwand Halt gefunden. Er hielt sich an den Händen frei schwebend, und die Arme zitterten ihm von der Anstrengung. Trotzdem blieb er so lange, bis die Schritte des Wächters ganz fern klangen, lockerte den Griff der linken Hand etwas, schob sie nach oben und wollte gerade das Manöver mit der rechten Hand nachholen, als er sich von zwei riesigen Tatzen umklammert fühlte.

Er war so erstarrt, daß er gar keinen Schreckenslaut von sich geben konnte. Er hing vollkommen gelähmt an den Gitterstäben. Sein Herzschlag setzte plötzlich aus, sein Mund stand zum Schreien weit geöffnet, seine Augen quollen aus ihren Höhlen.

Der Mann wußte sofort, wer ihn in diesem Augenblick festhielt: der Riesenbär, den er kurz zuvor zu einem Klumpen geballt wie ein zottiges Bündel in der Zwingerecke hatte schlafen sehen.

Das Gehirn des Mannes arbeitete fieberhaft. Die Bestie konnte ihn nur gerade mit den Tatzen erreichen, er war wenigstens nicht mehr in Reichweite des gewaltigen Gebisses, aber die Krallen gruben sich durch den Flausch des Mantels in das Fleisch, und mit der ganzen Bärenkraft versuchte das Tier ihn herunter zu ziehen.

Der Mann wußte, daß er nur noch einige Zeit sich so würde halten können, dann mußte er herunterfallen, und das war der Tod! Die einzige Rettung bestand darin, hängend aus dem Mantel zu schlüpfen. Er biß die Zähne zusammen, krallte die rechte Hand um den Gitterstab und ließ den linken Arm herabhängen, so daß der Mantelärmel schlapp nach unten glitt. Mit seiner ganzen Last hing der Einsame an der rechten Hand.

Er zog sich ganz zusammen, weil er jetzt einen Angriff befürchtete. Aber die bauschige Masse des Mantels war dem Bären halb auf den Kopf gefallen und verwirrte ihn. Blitzschnell umfaßte der Mann mit der Linken den Gitterstab und warf den Mantel hinter sich. Im gleichen Augenblick schnellte er sich mit letzter Kraft von der Betonwand ab, schwang die Beine über das Gitter und saß einen Augenblick rittlings auf dem rettenden Geländer, ehe er von Schmerz und Anstrengung überwältigt auf die Terrasse niederfiel.

Der Mantel war dem Bären geblieben. Er zerfetzte ihn brummend in der Tiefe, während der Fremde in halber Ohnmacht dalag.

Das ganze Abenteuer im Bärenzwinger hatte höchstens zwei Minuten gedauert, und trotzdem schien es dem Mann, als ob er stundenlang gegen den Tod gekämpft habe. Er erholte sich langsam, kam endlich vollkommen zur Besinnung und erhob sich mühsam atmend und mit schmerzenden Gliedern.

Er betastete sich. Rock und Beinkleid hingen zerrissen herab, Hut und Mantel fehlten, sonst war er bis auf einige tiefe Beinschrammen heil. Er stieg stolpernd mit zitternden Knien die Treppe hinunter, taumelte durch den Garten zur Mauer, kletterte schwerfällig hinüber und gelangte endlich auf die Straße.

Der Pförtner des Hotels sah verwundert drein, als er den Herrn so zugerichtet sah, aber er sagte nichts. Er legte nur den Finger an die Mütze und öffnete die Tür, durch die der Fremde, wie ein Betrunkener schwankend, in der Halle verschwand.

Die Kellner-Baracke.

Eine Kriegserinnerung von Th. Engelmann.

„Nummer 13 213 wird der Kellnerbaracke zugeteilt." — So hieß es eines Tages beim morgendlichen Lagerappell. Diese Nr. 13 213 (mit den zwei Dreizehnen offensichtlich keine Glücksnummer!) war ich, und das Lager war die unfreiwillige Stacheldraht-Unterkunft für Tausende von Deutschen in England während der langen Kriegsjahre.

Seither hatte ich der deutschen Lagerleitung angehört, sie war aber beim englischen Kommandanten in Ungnade gefallen, weil sie amtlich und in aller Form von der Regierung seinen Rücktritt verlangt hatte. So mußte ich meinen Umzug als eine Strafversetzung ansehen, und sie beglückte mich nicht sonderlich. Ich geriet in eine gewisse Märtyrerstimmung . . .

Wie ich nun, mit Sack und Pack auf dem Buckel, aus meinem bisherigen behaglichen Zeltquartier in die düstere, schwarzgestrichene Kellnerbaracke umziehe, treffe ich da meine neuen Kameraden gerade beim Mittagsmahle an. Diese an sich durchaus erfreuliche Tätigkeit hatte nach drei Lagerjahren und bei Beschränkung auf einen plumpen Eßnapf, der zwischen die Knie geklemmt wurde, im allgemeinen wenig Erfreuliches behalten — wenigstens für den Zuschauer. So war ich denn angenehm überascht, hier bei den Kellnern einen richtig gedeckten Tisch zu finden, mit Tellern, Bestecken und sogar Mundtüchern und einem großen Blumenstrauß in der Mitte. — Gut, denke ich, die Leute haben in ihrem Berufe etwas gelernt . . .

Während ich mich nun auf meinem Strohsacklager häuslich einzurichten versuchte, steht der an der Spitze des Tisches Sitzende — offenbar der Tischälteste — auf, nennt kurz seinen Namen und hilft mir mit ein paar geschickten Griffen, indem er gleichzeitig einige wichtige Winke über die Stubenordnung gibt; alles in knapp soldatischer und kameradschaftlicher Weise. Dann sehe ich mich, solange die Leute noch essen, in meinem neuen Heime um. Den Hauptschmuck der düsteren Bretterbude bildet ein großes, in der Mitte der Decke befestigtes Fahnentuch, — die deutsche Kriegsmarine-Flagge! Woher sie die denn hätten, frage ich erfreut und verwundert, so etwas sei doch im Lager streng verboten. Ja, die hätte der B. mit Buntstift auf ein altes Bettlaken gemalt, berichtet mit sichtlichem Stolze der mir zunächst Sitzende; und jedesmal vor der täglichen Barackeninspektion durch die Engländer werde die Flagge umgedreht, so daß dann nur der weiße Teil sichtbar sei. Dreimal hätte man sie freilich erwischt, aber immer wieder habe sie der B. neuangefertigt. Wer denn dieser B. sei, frage ich weiter. Der B. — wüßte ich denn das nicht? — sei doch während seiner Militärzeit Ordonnanz beim Admiral Tirpitz gewesen; außerdem sei das doch der bekannte Turner und Sportsmann, der alle Sportkämpfe im Lager veranstalte und leite. — Daß Kellner stramme Seeleute und Turner sein könnten, war mir — weshalb nur? — bis dahin nicht in den Sinn gekommen!

Inzwischen ist das Mittagsmahl beendet, und rasch wird der Tisch abgedeckt und gereinigt, während der für diese Woche diensthabende „Backschafter" draußen das Geschirr abwäscht. Dann setzt man sich zusammen, zum Lesen, zum Lernen von Sprachen, zum Kartenspiel und Schach. Ob ich eine Partie mitspielen wolle, fragt mich mein neuer Nachbar, ein gescheit und gebildet aussehender Dreißiger. Beschämt muß ich gestehen, daß ich nicht mal die Schachfiguren auseinanderkenne. Gerne wolle er sie mir zeigen, wenn ich Lust hätte. Die habe ich sehr, konnte nur bisher keinen finden, der mir das königliche Spiel beizubringen die Geduld hatte. — Mein Nachbar besaß diese Geduld und zugleich die Gabe, mir von Anfang an die Unterweisung so interessant und anziehend zu machen, daß ich bald ein begeisterter Schachjünger wurde.

Durch meinen neuen Schachfreund, einen klugen und allzeit fidelen Schwaben, lernte ich auch rasch die anderen Kameraden kennen. Pikkolos waren sie ursprünglich wohl alle gewesen, doch hatten es die meisten von ihnen durch echt deutsche Tüchtigkeit und ständiges Vorwärtsstreben im Ausland zu allerhand Besonderem gebracht. Da war vor allem unser Tischältester, ein hünenhafter Hanseate und geborener Führer. Er hatte sich schnell heraufgearbeitet, war Reisebegleiter und Vertrauensmann eines südamerikanischen Millionärs und dann später, kurz vor dem Kriege, Manager einer großen Gaststätte in England geworden. Geblieben aber war ihm, bei all den Erfolgen, eine maßvolle Bescheidenheit und angenehme Zurückhaltung. So war er auch höchst erstaunt und fast kindlich erfreut, als er in der Folge, auf mein Betreiben hin, einstimmig zum „Lagerkapitän", zum Vertreter von Hunderten deutscher Internierter gewählt wurde.

Ähnliche erfolgreiche Berufswege hatten mindestens noch fünf oder sechs andere Kameraden unserer Kellnerbaracke hinter sich: vom Pikkolo, Pagen und Liftjungen beginnend, waren sie, mit Hilfe von Abendkursen, Sprachstudium und Fachausbildung, zu Oberkellnern und Küchenchefs mit großen Gehältern und Verantwortung aufgestiegen, hatten es, sich ständig weiterbildend, zu Empfangschefs und Hoteldirektoren gebracht, von denen Hunderte von Menschen abhingen, oder waren auch selbständige Besitzer von Gasthöfen, Kaffeehäusern, Pensionen geworden, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten. Und doch hielten sie alle an ihrem alten Kellnerberufe fest, der ihnen eine so gute Lebensgrundlage gegeben hatte und der sie auch jetzt, da sie durch den Krieg alles verloren hatten, bestimmt wieder in die Höhe bringen würde! Dieses starke, gesunde Selbstvertrauen hatte etwas Erfrischendes, und viele von uns verdanken diesem „Kellnergeiste", daß sie nicht völlig abgestumpft und zusammengebrochen sind.

Besonders erfreulich war auch die Beobachtung, daß die meisten dieser deutschen Kellner im Ausland, obgleich vielfach mit Ausländerinnen verheiratet und durch den Krieg ruiniert, dennoch gute Deutsche geblieben sind, die ihr Deutschtum durch dick und dünn verteidigten. Als ein bemerkenswertes Beispiel hierfür ist mir ein Steward einer Bremer Reederei in Erinnerung, der leider erst spät in unsere Baracke kam. Vorher war es dem tapferen und gewandten Kerl, der auf allen möglichen Schiffen fuhr, immer wieder gelungen, den englischen Spürhunden zu entwischen. Kaum in unserem Lager eingeliefert, wurde er auch schon in Arrest gesteckt, weil er sich weigerte, die englischen Lageroffiziere in der vorgeschriebenen Weise zu grüßen. „Ich grüße die Feinde meines Vaterlandes nicht!" war seine unerschütterliche Antwort, als er wegen Ungehorsams verhört und bestraft wurde. Und bei dieser Weigerung und in seiner Arrestzelle blieb er, is er eines Morgens verschwunden war. Während der Nacht hatte er sich drunten am Strand ein Boot gemietet" und damit das Weite gesucht, in der allzukühnen Hoffnung, nach Deutschland zu entkommen. Schon am nächsten Tag wurde er aufgegriffen und ins Lager zurückgebracht. Beim Verhör konnte der englische Kommandant seinen Respekt vor so viel Schneid nicht verbergen und erklärte sich bereit, die schwere Haftstrafe niederzuschlagen, wenn sich der Ausreißer schriftlich verpflichte, keinen Fluchtversuch mehr zu unternehmen. „Sir, wie können Sie als Offizier so etwas von einem Deutschen erwarten?" war die stolze Antwort des Kellners. Und zwei Wochen später brach er wieder aus f. . .




Lustige Ecke



Violoncellist: „Grete, nun mußt du aber machen, daß du mit dem Kleid bald fertig wirst, ich muß jetzt üben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.